

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Isabelle Lehn

Frühlingserwachen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 Frühling

Im Frühling helfen oft nur noch Zahlen: *Statistiker verzeichnen in unseren Breitengraden im Spätfrühling und Frühsommer die meisten Selbsttötungen. Auf der Südhalbkugel, wo die Jahreszeiten um ein halbes Jahr verschoben sind, ereignen sich die meisten Suizide im Dezember.* Es tut gut, das zu lesen. Es beruhigt mich, dass ich nicht einmal besonders verrückt, sondern höchstens durchschnittlich durchgedreht bin. Andere bringen sich um. Ich tue das nicht. Das ist doch schon mal was, finde ich.

Frühjahrs müdigkeit, die; Substantiv, feminin. Des Frühjahrs müde zu sein. Der Müdigkeit müde zu sein, erneut dieses Leben zu führen. Alljährlicher Traum: hinter zugemauerten Fenstern zu wohnen, nicht zu wissen, dass draußen kein Schnee mehr liegt.

Ich wäre gern jemand anderes. An einem anderen Ort, mit neuen Menschen und neuem Gesicht. Im Frühling würde ich gerne verschwinden. Ich wäre gern jemand, der diese Gedanken nicht kennt, *ich möchte mich gern von mir trennen*, singt Hildegard Knef, und für den Fall, dass es mir diesmal

gelingt, verspreche ich, dass ich nicht nach mir suchen werde.

Eine Liste der Dinge, auf die ich im Frühjahr lieber verzichten will:

- meine Medikamente absetzen
- ein Aufenthaltsstipendium annehmen
- auf Verlagssuche gehen
- mich einer Hormontherapie unterziehen

Anstelle des Kurzgeschichtenbandes, den ich online bestellt habe, bekomme ich ein anderes Buch zugeschickt: *Do it yourself in Stall und Weide*. Ich will das Buch behalten, es riecht alt, nach Telekolleg und Hobbythek, es listet auf, welches Werkzeug man braucht, um die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Es geht um Notfallpläne, wenn alles zusammenbricht, und ich blättere mich durch das Kapitel *Selbst ist die Frau*, das einen *Wegweiser durch das Chaos* verspricht.

Eine halbe Cipralext fällt auf den Küchenfußboden. Ich suche danach, bevor die Katze sie findet. Sie findet alles, was auf den Fußboden fällt, und nur zu diesem Zweck folgt sie mir in die Küche. Es gibt nichts, was sie nicht fressen würde. Ich habe gelesen, dass Katzen, die Alkohol trinken, nie wieder ganz nüchtern werden. Ihnen fehlt ein Enzym, über das Menschen nur durch Mutation verfügen, und später google ich: Besoffene Katzen. Und: Katzen auf Cipralext. Den Rest des Vormittags sehe ich mir Videos an.

Ich ging, schreibt Max Frisch in Bin oder die Reise nach Peking: Ich ging in der Richtung einer Sehnsucht, die weiter nicht nennenswert ist, da sie doch, wir wissen es und lächeln, alljährlich wiederkommt, eine Sache der Jahreszeit, ein märzliches Heimweh nach neuen Menschen, denen man selber noch einmal neu wäre, so dass es sich auf eine wohlige Weise lohnte, zu reden, zu denken über viele Dinge, ja sich zu begeistern, Heimweh nach ersten langen Gesprächen mit einer fremden Frau. Oh, so hinauszuwandern in eine Nacht, um keine Grenzen bekümmert! Wir werden schon keine, die in uns liegt, je überspringen ...

Mein Therapeut sagt: Sie entkommen sich nicht. Wir wissen es und lächeln. Er kennt sich aus mit Frisch, er hat Rilkes *Malte* gelesen und weiß, was ich meine, wenn ich fürchte, dass mein Gesicht sich ablöst. Ich bin mir nicht sicher, ob darunter ein Neues nachwächst, und solange man mich noch ansehen kann, habe ich Sex. *Oh, so hinauszuwandern in eine Nacht, um keine Grenze bekümmert.* Er will mit mir über Alkohol sprechen, über Substanzmissbrauch, und wieso es nicht hilft, bloß den Partner zu wechseln, um sich selbst nicht begegnen zu müssen. Wir sprechen über Heimwegsex, Sex, der den Heimweg ersetzt, Sex aufgrund von märzlichem Heimweh, der eigentlich Fernwegsex ist. Es ist phantastischer Sex, behaupte ich, weil er sich vor allem im Kopf abspielt. Der Körper ist kaum beteiligt daran. Ich spüre ihn kaum, auch wenn ich mich dabei sehr lebendig fühle. Mein Therapeut nennt das dissoziativ, aber ich finde: immer noch besser als Suizid, bloß im kleinen Tod das Sterben zu üben.

Während in der dunklen Jahreszeit der Botenstoff Melatonin vorherrscht, wird mit zunehmendem Tageslicht das Serotonin hochgefahren. Durch wärmere Temperaturen weiten sich außerdem die Blutgefäße der Haut, so dass der Blutdruck leicht sinkt. Diese Umstellungen können dem Körper zu schaffen machen. Der Betroffene ist abgeschlagen, vielleicht auch gereizt, und leidet eventuell unter Schwindel und Kreislaufproblemen. Der Frühling, der Faktor des sich verändernden Lebens, kann eine tiefe Verunsicherung auslösen. Generell kommt im Frühjahr eine gewisse Unruhe in alle Systeme. Das kann eine Rolle spielen bei der Auslösung von Symptomen. Alle möglichen Formen von psychischen Störungen können in dieser Zeit begünstigt auftreten.

Es tut gut, das zu lesen. Der Mann, mit dem ich mich treffe, ist bloß ein Symptom. Er kommt jedes Jahr im Frühling, er ist ein Buchmessenmann, und mich beruhigt der Gedanke, dass meine Sehnsucht nach ihm rein enzymatisch ist. Eine Störung im System, ein Missverhältnis von Neurotransmittern. Ich glaube gern an Biochemie.

Thomas Stearns Eliot begann während eines Kuraufenthalts in der Schweiz an *The Waste Land* zu schreiben. Er befand sich in einer schweren Lebenskrise und war völlig unzufrieden mit seinem Dasein.

*April is the cruellest month, breeding
Lilacs out of the dead land, mixing
Memory and desire, stirring
Dull roots with spring rain.*

Es ist bloß Cortisol, sage ich mir, das Brennen, die Rastlosigkeit, die in den trägen Schutzraum des Winters einbricht. Um wie vieles wahrer klingt Eliots Gedicht.

Die Unruhe verfolgt mich auch nachts. Vadim und ich haben die Decke geteilt. Wir schlafen getrennt, seit es wärmer geworden ist, jeder auf seiner Seite des Bettes. Die Nächte sind anstrengend, weil ich so schwitze, und selbst die halbe Decke ist noch zu dick. Ich wache auf, weil ich friere, ich bin nass und habe das Bett durchgeschwitzt. Jede Nacht verliere ich drei Liter Schweiß, eine Nebenwirkung von Cipralext, und am Morgen kann ich mich selbst nicht mehr riechen. Ich stinke wie Abfall. Selbst die Katze weicht vor mir zurück. Ich bleibe im Bett liegen, bis Vadim die Wohnung verlassen hat, renne zur Dusche und habe das Gefühl, zu ersticken. Tagsüber lagere ich Wasser ein.

Der Buchmessenmann hat ein wenig Übergewicht. Selbst seine Ohrläppchen sind fleischig, seine Nase ist groß, und ich stelle mir vor, wie Ohren und Nase im Alter noch wachsen. Er hat jetzt silbernes Haar an den Schläfen, und ich sage zu ihm, dass er ein schöner alter Mann werden wird. Meinst du das ernst?, fragt er, und ich nicke: Er kann werden, was er will, in meiner Vorstellung von unserer

Liebesgeschichte, er kann werden, was ich will, weil unsere Liebesgeschichte nur eine Vorstellung ist. Einmal im Jahr treffen wir uns. Dann wird er real, und das hilft mir dabei, mich daran zu erinnern, dass ich ihn in Wirklichkeit gar nicht will.

Mein Therapeut fragt: Waren Sie jemals glücklich mit ihm? Ich muss kurz nachdenken. Glücklich war ich immer erst hinterher. Wenn er wieder gefahren war und schrieb, er wäre gern noch geblieben.

Ich gehe zum Arzt, ich brauche ein neues Medikament. Es gibt nichts, was ich nicht schlucken würde, aber wir bleiben bei Cipralext, weil es nicht fruchtschädigend ist. Oder verhüten Sie wieder?, fragt der Arzt und schlägt vor, dass wir die Dosis erhöhen. Dann sehen wir weiter. In sechs Wochen soll ich wiederkommen, heute ist der achte Mai, es ist immer der achte Mai, wenn ich in der Akutsprechstunde sitze, und langsam glaube ich nicht mehr an Zufälle. Ich glaube an Statistiken: dass auch der achte Mai bloß ein Mittelwert ist, ein berechenbares Datum ohne Symbolik, an dem der Durchschnittsirrre kapituliert.

Mein Therapeut denkt, dass meine Krise auch eine Schreibkrise ist. Wer schreibt, muss seinen Körper nicht spüren, auch Schreiben sei dissoziativ, und ich behaupte, dass ich längst weiterarbeite: an einer Art Liebesgeschichte, die allerdings nie veröffentlicht wird. Es geht um schlechten Sex mit einem hässlichen Mann, den ich mir hässlich und

schlecht schreibe, um es etwas besser zu machen, dass er bloß eine Vorstellung ist, die nie real werden wird. Ich schreibe in der ersten Person, aber auch »ich« ist nur ein zweckmäßiges Wort für jemanden, den es nicht wirklich gibt (schreibt Virginia Woolf), und wenn ich die Kontrolle verliert (schreibe ich), dann geschieht das bloß, weil ich es so will.

Ich soll auf meine Bedürfnisse achten, sagt mein Therapeut. Nicht nur in Routinen verharren. Aber dann sitze ich doch wieder am Schreibtisch, sehe mir Katzenvideos an und gucke in mein E-Mailpostfach. Der Mann, den ich mir vorstelle, meldet sich nicht. Alle drei Minuten klicke ich auf *Posteingang*, und schließlich rufe ich Suska an und erzähle ihr von ihm. Ich liste die Dinge auf, die ich an ihm abstoßend finde. Dinge, an die ich mich zu denken zwingen, wenn ich ihn zu sehr vermisse: Wie er die Hüften kreisen lässt und sein Becken an mir reibt, kaum dass er vor mir steht. Das gelbe Zeug, das morgens in seinen Augen klebt, die Geräusche, die er im Bad macht, seine mintfarbenen Shorts, wie er mir die Beine spreizt und mich untersucht, als wäre ich beim TÜV. Wie sein unrasiertes Kinn an mir scheuert, wie zufrieden er mit sich ist und wie ich ihn für all das verachte und trotzdem fürchte, dass er mich nicht will. Es hilft nichts. Das alte Spiel. Der eine entzieht sich, der andere sehnt sich. Er ist ein Arschloch, sagt Suska, und ich finde: Das macht doch nichts. Als sie aufgelegt hat, google ich seinen Namen plus *Arschloch* und bin überrascht, wie viele Treffer es gibt.

Woran haben Sie sonst noch Freude?, fragt mein Therapeut. Ich soll eine Umfrage unter meinen Freunden machen, wie sie den Frühling verbringen, und als Erstes treffe ich mich mit Aenne. Wir trinken zusammen, und Aenne sagt, ihr sei jetzt alles egal. Das sei nicht der schlechteste Zustand, ein bisschen wie noch mal Pubertät, und dann überlegen wir, was uns noch bliebe, wenn wir wieder zu Teenagern würden: ausgehen und trinken, kiffen und schlafen, Musik hören, Filme ansehen. Vielleicht noch essen, sagt Aenne, sie lebt jetzt vegan. Wir verabreden uns für die folgende Woche. Wir wollen was Erwachsenes tun, am Mittwoch ist Yoga im Park.

Ich versuche es mit Pornos. Es gehe um Lustgewinn, sagt mein Therapeut, der sicherlich etwas anderes meint. Meistens ahne ich schon nach ein paar Szenen, dass ich nicht bis zum *Cumshot* durchhalten werde. Ich schalte den Ton aus, spule zu den Stellungswechseln vor, sehe mir an, wie er an ihr zu spielen beginnt. Ihr Geschlechtsteil ist ledrig, schmallippig, kein bisschen rot, kein bisschen erregt. Nur das Intimpiercing glänzt.

Das Telefon klingelt, und meine Mutter ist dran. Sie haben einen neuen Trockner gekauft. Der letzte hat zweiundzwanzig Jahre gehalten. Es könne sein, sagt sie, dass dieser Trockner sie überlebt. Ich rechne nach, und vielleicht hat sie recht: Sie könnten vor einem Trockner sterben. Ich bin wütend: Wieso kauft ihr nichts Billiges? Ich will diesen Trockner nicht erben.

Als ich fünfzehn war, nahm meine Mutter mich mit zu ihrer Frauenärztin. Sie war kaum älter als ich heute, damals sollte ich die Pille bekommen, und auf dem Weg zur Praxis erzählte sie mir, dass sie langsam graue Schamhaare kriege. Das sei ein Schock für sie gewesen: zu realisieren, dass auch die Körperhaare sich grau färbten. Ich hielt mir die Ohren zu, ich wollte nichts davon hören, und meine Mutter schwärmte von ihrer Frauenärztin, die ihr den Tipp gegeben habe, es wie die jungen Mädchen zu machen und sich das Schamhaar einfach abzurasierern.

Der Nachbar hält mir die Tür auf. Er ist nicht höflich, er will bloß hinter mir die Treppe hochgehen. In fünf Minuten geht er bereits wieder hinunter. Ständig rennt er durchs Treppenhaus, er markiert sein Revier, in dem er früher Hausmeister war. Ich höre ihn durch die geschlossene Tür. Sein würgendes Geräusch. Er ist ein widerlicher alter Sack, der seinen Rotz abhustet, jedes Mal auf unserem Treppenabsatz.

Im »Lexikon der Filmbegriffe« steht zum Lemma *cum-shot*: *Da das normal produzierte Sperma des Mannes in der Regel nicht in der gewünschten Menge zur Verfügung steht, wird häufig mit technisch hergestelltem Ejakulat (aus Eiweiß) nachgeholfen, so dass einerseits dramaturgisch die Ejakulation (sexualphysiologisch durchaus korrekt) als das für den Mann ultimative erregungslösende Moment beim Sexualakt zusätzlich fetischistisch überhöht wird, der Betrachter aber andererseits schon angesichts der bloßen Menge an extrakorporal pro-*

duziertem ›Sperma‹ auf seine eigene Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zurückgeworfen wird.

Ich bekomme auch graue Schamhaare. Es sieht wie angeschimmelt aus, es muss ein Irrtum sein, und ich fühle mich von meinem Körper betrogen. Es ist bloß Melanin, sage ich mir, und trotzdem fühlt es sich falsch an: der Gedanke, vielleicht doch noch ein Kind zu kriegen, irgendwann später, wenn das erste, was dieses Kind von der Welt sehen wird, das graue Schamhaar seiner schimmelnden Mutter ist.

Wann ist man zu alt, um Kinder zu bekommen?, fragt GMX. In einer intimen Sprechstunde stellen wir die Fragen, die Sie vielleicht nicht laut formulieren möchten. Haben auch Sie intime Fragen, die wir unseren Experten stellen sollen?

Liebes GMX, bitte frag mal für mich: Wann ist man zu alt, um sich zu jung für ein Kind zu fühlen?

Mein Therapeut findet nicht, dass ich manisch bin. Den Begriff der *Enthemmung* hält er für übertrieben. Er sagt: Sie pathologisieren sich selbst! Sie verhalten sich unreif, bloß um sich unreif fühlen zu dürfen, und er behauptet, dass ich gar kein Kind will. Ich ziehe mein T-Shirt hoch, damit er die Narbe sieht, die durch den Bauchnabel läuft, ich schiebe den Hosenbund runter und zeige ihm den Schnitt über dem Schambein: Ich tue erwachsene Dinge. *Ich* pathologisiere mich nicht.